

Die hl. Elisabeth und ihr Dienst am Nächsten

Elisabeth Jünemann

Hätte man je Zweifel gehegt, ob Sie´ s hier in diesem Krankenhaus ernst meinen mit der Orientierung an unserer (Ihrer und meiner) Patronin – er wäre im Keim erstickt worden. Schon beim allerersten virtuellen Versuch, etwas über dieses Haus zu erfahren. Ihr Internetauftritt stellt unumwunden klar: „Das Krankenhaus der Elisabethinen ist ein christlich geführtes Spital. ... Die wichtigste Aufgabe des Hauses liegt darin, Top-Medizin (man könnte ergänzen: und Top-Pflege) und christliche Nähe harmonisch in Einklang zu bringen.“

„Besonders für das Jahr 2007“, lese ich: „Vor 800 Jahren erblickte die hl. Elisabeth von Thüringen, die geistige Mutter der Elisabethinen, das Licht der Welt. Zu ihren Lebzeiten ist sie den Hilfsbedürftigen ohne Unterschied zur Seite gestanden. Ihre Überzeugung, dass Menschen nur durch die Verbindung von Körper, Geist und Seele „froh“ werden können, wird“ – so kann es jeder und jede im Internet lesen – (hier) „im Elisabethinen - Krankenhaus täglich gelebt.“¹

Sie legen sich fest. Auf die Messlatte, an der Sie sich messen lassen. Und: An der Sie messen. Top-Medizin, aber keine christliche Nähe gespürt – das gilt nicht. Zuwendung erfahren (basal für Pflegequalität, sagt die Pflegedirektorin²), Nähe gespürt, aber unter unsachgemäßer Lagerung gelitten – das wird moniert. Zu Recht. Sie haben anderes versprochen. Fortbildung für neue Pflorgetechniken, Freistellung für den Management- oder Pflegemaster, aber keine Chance, etwas über die Seele zu erfahren – das gilt nicht. Großzügiges Bereitstellen finanzieller Mittel, wenn es darum geht, die Spiritualität im Haus sicher zu stellen, aber ein zurückhaltender Hinweis auf den Haushalt, wenn es darum geht, den Einsatz modernster Technik (den der ärztliche Direktor verspricht³) zu ermöglichen – es würde moniert. Zu Recht. Sie werden Ihr Versprechen nicht brechen.

Sie legen sich fest: Auf den christlichen Dienst am Nächsten. Und weiter: Sie legen sich fest auf einen christlichen Dienst am Nächsten nach Art der hl. Elisabeth. Auf ihre unmissverständlich konsequent gelebte Art des Dienstes. Hier geht es zu, heißt das, wie wir es von Elisabeth von Thüringen kennen. Darauf können Sie sich verlassen. Sie, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Träger und Partner; sie, die Patientinnen und Patienten und deren Angehörige.

Sie legen sich fest auf den Grundsatz Elisabeths: „Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!“ Das soll sie gesagt haben. So steht es im Libellus⁴, dem „Büchlein“, das nach Elisabeths Tod im Prozess der Heiligsprechung die Protokolle über die Anhörungen der Frauen um Elisabeth (Guda und Isentrud, Elisabeth und Irmingard) dokumentiert. Den Menschen froh zu machen, das heißt im Sinne Elisabeths, ihn zu sehen in seinen drei Dimensionen: Als Körper und Geist, mit einer Seele. Dreifach interessiert zu sein am Menschen: An seiner körperlichen Heilung, seinem geistigen Heil und seinem seelischen Heil – vielleicht darf man das „Heiligung“ nennen. Sich dreifach zu sorgen: Um

¹ In http://www.ekh.at/htm/gzw/pdf/EKH_OP.pdf

² **Christa Santner: „Zuwendung und das informative Gespräch sind die Basis für gute Pflege.“** Vgl. <http://www.ekh.at/htm/uh-start.htm>

³ **Manfred Kuschnig: „Einsatz modernster Technik und Engagement zum Wohle der Patienten - den Menschen hinter dem Problem stets als Ganzes betrachtend.** Vgl. <http://www.ekh.at/htm/uh-start.htm>

⁴ Vgl. Libellus de dictis quatuor ancillarum S. Elisabeth confectus. Büchlein über die Aussagen der vier Dienerinnen, in: Walter Nigg (Hg.). Elisabeth von Thüringen, Düsseldorf 1963, 69-107. Dazu: Die Aussagen der vier Dienerinnen. (Libellus), in: Maria Maresch, Elisabeth von Thüringen. Bonn 1931, 185-205. Ernst W. Wies, Elisabeth von Thüringen. Eine Provokation der Heiligkeit, Esslingen 1993, 159-164.

Körper, Geist und Seele. Mit dreierlei oder dreifacher Kompetenz. Das soll sie getan haben. Das erzählen die vielen Geschichten, die sich um Elisabeth ranken.

Diese Geschichte zum Beispiel:

Aus den Mitteln ihres Witwenteils stiftet Elisabeth 1228 ein Hospiz in Marburg, das sie Franz von Assisi weiht. Ein großer rechteckiger Raum. Links und rechts stehen nach Geschlechtern getrennt die Krankenbetten. An der Stirnseite der Halle war die Kapelle. Offen zu den Betten hin. So können die Kranken an der Messe teilnehmen. Sie sind die Gäste Gottes. Versammelt wie in einem Festsaal.

Elisabeth widmet sich von da an ausschließlich und vollkommen der Sorge um die Menschen – und es sind Scharen -, die dorthin kommen. Und um Hilfe bitten.

Von einem Tag, an dem Elisabeth 500 Mark unter den Armen rund um das Hospiz verteilt hatte, wird im Libellus erzählt: Als es Nacht wurde blieben nach dem Weggang der kräftigeren Leute bei Mondschein sehr viele schwächere und kranke Personen am Zaun des Krankenhauses und in den Winkeln des Hofes liegen. Bei ihrer Ankunft erblickte Elisabeth sie und sagte zu ihrer Begleitung: "Seht, die Schwächsten sind zurückgeblieben; wir wollen ihnen noch etwas geben." Sie ließ jedem sechs Groschen auszahlen und wollte nicht, dass den Kindern weniger gegeben werde. Dann ließ sie Brote bringen und verteilen und sagte: "Wir wollen ihre Freude vollkommen machen. Zündet Feuer für sie an!" Und sie ließ in der ganzen Länge des Hofes Feuer machen, vielen die Füße waschen und salben. Die Armen fingen an zu singen und sich wohl zu fühlen. Als Elisabeth das hörte, sagte sie: "Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!"

"Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!" Auf diese Geschichten sind wir angewiesen. Wenn wir nachforschen, was ein christlicher Dienst am Nächsten nach Art der hl. Elisabeth denn bedeutet. Wir erinnern uns an das, was gewesen ist. An die Realität. Und wir erinnern uns an das, was erzählt wird. An die Legenden. Die Legenden sind so wichtig wie die Realität. Was erzählt wird von Elisabeths Leben ist so wichtig wie das, was geschehen ist in ihrem Leben.

Die Historiker verzweifeln an ihr. Elisabeth von Thüringen hat uns keine schriftlichen Dokumente hinterlassen. Sie hat *keine einzige Zeile* für ein Manifest oder Buch ein *geschrieben*, keine Theologie entwickelt. Und es wurde zu ihren Lebzeiten auch nichts über sie geschrieben. Geredet und geschrieben hat man über Elisabeth wohl erst nach ihrem Tod. Oder besser: Mit ihrem Tod.

Nun werden Texte geschrieben. Texte, die das Besondere an Elisabeths Leben dokumentieren sollen. Die das Heiligmäßige dokumentieren sollen. Im Hinblick auf die angestrebte Heiligsprechung. Nun entstehen all die Bilder von der heiligen Frau. Bilder, die eine Frau zeigen, die ihr Leben ganz ausgerichtet hat auf den anderen. Den Nächsten. Vor allem auf den, der Hilfe braucht. Der leidet. In ihm sieht sie den leidenden Christus.

Bilder entstehen, die unseren Sinn schärfen für das, was Elisabeths Dienst am Nächsten ausmacht. Bilder, die zeigen, worum es Elisabeth geht. Und worum es in einem Haus geht, das sich an Elisabeth orientiert.

Bilder entstehen, die unsere Vorstellung vom guten Leben schärfen. Unsere Vorstellung von dem, was dem Menschen gut tut und ihm gerecht wird. Und wie das, worum es geht, denn geht. Welche Konsequenzen die Orientierung an Elisabeth hat.

Bilder entstehen, die die praktische Vernunft schärfen. Die Vernunft, zu unterscheiden: In das, was geht und das, was nicht geht. In Anachronistisches und Zeitloses. In das, was zum Ziel führt. Und das, was nicht zum Ziel führt. 800 Jahre später.

Drei Bilder. Ein Stück in drei Bildern. Oder: Ein Prozess in drei Schritten.

Drei Schritte eines organisationsethischen Prozesses:

1. Klären, worum es geht.

2. Klären, wie das geht, worum es geht.
3. Klären, was dann geht und nicht geht.

Ein Stück übrigens nicht nur in drei Bildern sondern auch mit drei Rollen:

1. Die normative Rolle: Sie klärt, worum es geht.
2. Die strategische Rolle: Sie entscheidet, wie das geht.
3. Die Verfahrensrolle: Sie realisiert, was geht.

Ein Stück, wird drittens zu bedenken sein, das öffentlich gespielt werden muss. Kommuniziert werden muss. In drei Schritten. Die Betroffenen

1. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
2. Die Träger und Partner
3. Die Patientinnen und Patienten. Die vor allem müssen wissen, um welches Stück es geht. Welches Drehbuch gilt. Nicht das der US-amerikanischen Krankenhaus-Sitcoms wie Scrubs. Sondern die Legenden um die Hl. Elisabeth von Thüringen. Und was das bedeutet.

Also zunächst der erste Schritt:

Klären, worum es geht

Warum klären wir, worum es geht? Weil wir das für eine Frage der Verlässlichkeit halten. Und des Vertrauens. Kaum eine Organisation, die sich nicht darum bemühen würde, verlässlich zu sein und vertrauenswürdig. Kaum ein Krankenhaus, das nicht Wert darauf legen würde, eine Kultur des Vertrauens zu schaffen – und eine Struktur, die das ermöglicht. Im Krankenhaus befinden Menschen sich, schreiben Sie in Ihrem Leitbild, in „Ausnahmesituation“. In Ausnahmesituationen ist das Lebensrisiko höher als im Allgemeinen. Wo das Lebensrisiko am größten ist, will ich vertrauen. Wo das Lebensglück bedroht ist, suche ich nach Verlässlichkeit. „Was wird hier geschehen?“ „Was wird mir geschehen?“ Da, wo das Leben am verletzlichsten ist, an seinen Rändern, wo es anfängt und aufhört, an den Nahtstellen, an denen es leicht bricht, setze ich auf Vertrauen und Verlässlichkeit.

Warum klären wir, worum es geht? Niklas Luhmann, der Systemtheoretiker, formuliert das so: „Trotz aller Bemühung um Organisation und rationale Planung kann nicht alles Handeln durch sichere Voraussicht seiner Wirkung geleitet sein. Es bleiben Unsicherheiten zu absorbieren und es muss Rollen geben, denen diese Aufgabe in besonderem Maße obliegt.“⁵

Organisationen sind, wer wüsste das hier nicht, immer gefährdet. Bei noch so exakter und guter Planung – es bleiben Unsicherheiten. Es bleiben Risiken. Je vielfältiger die Möglichkeiten, je größer die Freiheiten, die zur Verfügung stehen, desto größer die Risiken.

Welche Risiken? Das Risiko, dass alles ganz anders sein kann als wir denken. Dass alles auch ganz anders kommen kann als wir denken. Dass etwas heute zwar so ist, aber morgen schon ganz anders. Situationen, die wir nicht „im Griff“ haben. Die so oder so sein können. So oder so ausgehen können. „Was wird hier geschehen?“ „Was wird mir geschehen?“

Situationen, die wir nicht im Griff haben, Situationen, die so oder so sein können, die nennen wir „kontingent“. Kontingenz – von Aristoteles verstanden als etwas, das so, aber auch anders kommen kann - verbindet Uneindeutigkeit und Unsicherheit mit der Notwendigkeit, sich auf Risiken einzulassen. Kontingenz ist unvermeidbar. „Jene, die die Kontingenz leugnen, müssten – sagt ein unfreundlicher Satz eines persischen Philosophen aus dem 11. Jahrhundert dazu – „so lange gefoltet werden, bis sie zugeben, dass sie auch nicht hätten gefoltet werden können.“ (Avicenna, persischer Philosoph, 11 Jhd.).

⁵ Vgl. N. Luhmann, Vertrauen, Stuttgart ⁴2000, 30

Kontingenzen. Zum Beispiel im Krankenhaus: Da wird eine Inflation von Kontingenzen produziert. Ein Krankenhaus ist eine sehr komplexe und komplizierte Organisation. Im Krankenhaus funktionieren viele verschiedene Systeme. Hier geschieht soviel Verschiedenes: Da werden Medizin und Pflege gesichert. Da wird gelernt und gelehrt. Da wird verwaltet. Da geht es um ökonomische Fragen. Es geht um Fragen der Ernährung. Und um Religion geht es hier auch. Diese Komplexität macht das Krankenhaus funktionstüchtig. Aber – weil sie mit Uneindeutigkeit verbunden ist - auch riskant.

Frau Schneider, die Patientin, die heute früh hier aufgenommen wurde, die fragt sich: „Was wird hier geschehen?“ „Was wird mir geschehen?“ Ihre Frage könnte aus der einen Systemperspektive so beantwortet werden und aus der anderen so. Aus der Perspektive der Medizin z.B. anders als aus der der Ökonomie. „Das könnte heilen.“ – „Das ist nicht bezahlbar.“ Oder aus der Perspektive der Religion: „Dient das dem Heil des Menschen?“ Frau Schneider muss sich Gedanken machen, was hier aus ihr wird – im Blick auf die Möglichkeiten der Medizin, der Pflege und der Wirtschaft oder auch der Religion. Sie sorgt sich. Die Oberärztin auch. Wenn sie z.B. an das Management denkt. Und die Pflegeschülerin sorgt sich. Wenn sie an die Stationschwester denkt. Dem Management-Mitarbeiter ist nicht wohl, wenn er an den Chefarzt denkt. Oder an die Pflegedirektorin.

Erwartungsungewissheit und Enttäuschungsgefahr. Risiken. Kontingenzen. Die machen Angst. Gerade an Orten wie diesem. Diese Angst will nicht einfach ausgehalten werden. Die drängt permanent nach Bearbeitung. Nach Bearbeitung der Kontingenz. Nach Minderung des Risikos.

Kontingenzen zu bearbeiten, Risiken zu managen – das ist eine Rolle, die die Moral übernimmt.⁶ Moral ist dazu da. Sie bearbeitet Verhaltensunsicherheiten, die wir als riskant erleben. Sie entwickelt Strategien, die die Risiken („Was soll ich tun?“ Oder noch viel riskanter „Was tut mir der andere?“ „Was geschieht mir hier?“) zu minimieren.

Moral bearbeitet Kontingenz. Indem sie Verhalten kanalisiert. Moral unterscheidet: „Das ist zu tun“ und „das nicht“. Sie unterscheidet und entscheidet, was „richtig“ ist und was „falsch“. Oder in der Sprache der Sprache der Moral, was „gut“ ist und was „böse“, was „gerecht“ ist und was „ungerecht“. Und sie versucht, möglichst vielen Menschen diese Entscheidung zu kommunizieren. Moral einigt auf einen Wert: Wohlergehen an Körper, Geist und Seele zum Beispiel. Und auf strukturelle und habituelle Konsequenzen: So erreiche ich das Wohlergehen der Menschen. Mit diesen Strukturen. Mit diesem Verhalten. Moral einigt auf ein Dreieck von Wert („es geht uns darum, die Menschen froh zu machen“), von Norm (dazu brauchen wir entsprechende Regeln) und Tugend (also auch eine entsprechende Haltung). Dadurch kanalisiert sie Verhalten. In Richtung „gut“ und „gerecht“.

Ein bisschen ist Frau Schneider beruhigt: „Hier geht es gut und gerecht zu.“ Aber eben nur ein bisschen. Denn: Was ist gut? Was ist gerecht? Wie wird denn hier und heute unterschieden? Wenigstens die Kriterien müssen bestimmt sein, nach denen unterschieden wird. Welche Werte gelten und welche nicht? Und was wird hier getan, um sie umzusetzen?

Die formale Antwort zieht eine materiale Bestimmung nach sich. „Was ist das Gute und Gerechte?“, fragt sie. Oder, weil es darauf keine eindeutige, allgemein gültige Antwort gibt, sondern Antworten. Weil es *nicht die eine Moral* gibt, sondern (auch wenn sich selbst das Microsoft-Office-Rechtschreibprogramm dagegen sträubt) *Moralen*: Was gilt *hier*? Wie wird denn *hier* unterschieden zwischen dem, was gut und gerecht ist und was nicht? Das zu wissen, nimmt der Patientin etwas von der Angst, verschafft der Oberärztin einige Sicherheit. Das zu wissen, stärkt die Pflegedirektorin. Ist als Pro- oder Contraargument in der Diskussion mit dem Management Verwaltungsdirektor sicher nützlich. Was gilt hier? Das gilt hier!

⁶ Vgl. zur Funktion von Moral: M. Schramm, Systemtheorie und Sozialethik. Methodologische Überlegungen zum Ruf nach Verantwortung, in: K.-W. Merks (Hg.), Verantwortung – Ende oder Wandlungen einer Vorstellung? Orte und Funktionen der Ethik in unserer Gesellschaft (Studien der Moralthologie, Bd. 14), Münster/Hamburg/London 2001, 105-132.

Moral braucht ein Programm. Ein Programm, das verbindliche Kriterien vorhält für die Unterscheidung von „gerecht“ und „ungerecht“. Ein Programm, das klärt, wonach hier entschieden wird.

An einem Ort, an dem viele Kulturen, Religionen, Generationen, Berufe und Professionen usf. zusammenkommen, gibt es viele Programme. Unterschiedliche Programme. Zuerst nebeneinander. „Ich denke so, Sie so, er so.“ Spätestens dann, wenn die verschiedenen, miteinander konkurrierende Moralvorstellungen in einer konkreten Situation aufeinander treffen (z.B. in der Ethikkommission oder bei der ethischen Fallbesprechung) treten Moralen und Moralprogramme gegeneinander an. Treten in Diskurs. Sie bewegen sich gegenseitig. Oder auch nicht.

Es gibt viele Moralprogramme. Die gelten nicht nur niemals überall, sie gelten auch nicht unbedingt bis in alle Ewigkeit. Es gibt ja auch moralischen „Schnee von gestern“. Regeln, mit denen man zwar längst nichts mehr erreicht. An denen man aber beharrlich festhält. Tugenden, die niemand mehr als solche erkennt. Die man aber treu hochhält. Moral braucht kritische Reflexion.

Klären, worum es geht. Das tut gut. Der Organisation. Und allen Beteiligten. Klären, worum es geht. Das schafft Verlässlichkeit. Und Vertrauen. Das mindert das Risiko. Für die Organisation. Und für alle Beteiligten.

Wo geschieht diese Klärung? Wer macht das? Wer trifft diese basalen Entscheidungen? Die, die in Verantwortung stehen für den Sinn der Organisation. Für die Zielformulierung. Im „allgemeinen öffentlichen Krankenhaus der Elisabethinen“ sind das mindestens zweierlei Verantwortungsträger: Die, die normativ die Standards für die Medizin und die Pflege festlegen. Und die, die normativ den der Religion festlegen. Von mindestens zwei Seiten kommen normative Vorgaben. An denen ist bei Entscheidungen nicht vorbei zu kommen.

Das allgemeine öffentliche Krankenhaus der Elisabethinen hat das für sich geklärt. Im Leitbild 6.1 ist es festgehalten:

„Die Spiritualität des Ordens der Elisabethinen und die Tradition des Hauses bilden die Basis für unsere hohe medizinisch-pflegerische Qualität. Sie verpflichten uns entsprechend der Grundsätze der christlichen Ethik und der neuesten wissenschaftlich fundierten Erkenntnisse zu handeln.“

Sie haben sich erklärt. Das Programm liegt offen. Nach innen (den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, dem Träger), nach außen (den Patientinnen und Patienten, denen vor allem; aber auch den kooperierenden und konkurrierenden Häusern, dem Gesundheitsministerium oder den Krankenkassen). Es ist klar, worum es hier geht: Um den Dienst am Nächsten nach Art der Elisabeth von Thüringen. Nichts gilt hier als gut und gerecht, das dem Satz Elisabeths widersprechen würde: „Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen.“

Ein Stück in drei Bildern. Oder: Ein Prozess in drei Schritten. Mit Elisabeth und ihrem Dienst am Nächsten.

Drei Schritte eines organisationsethischen Prozesses:

1. Klären, worum es geht.
2. Klären, wie das geht, worum es geht.
3. Klären, was dann geht und nicht geht.

Ein Stück mit drei Rollen:

1. Die normative Rolle: Sie klärt, worum es geht.
2. Die strategische Rolle: Sie entscheidet, wie das geht.
3. Die Verfahrensrolle: Sie realisiert, was geht.

Worum es geht, ist geklärt. Der erste Schritt. Aber – das wusste schon Erich Kästner: „Es gibt nichts Gutes – es sei denn, man tut es.“ In einem zweiten Schritt geht es darum, zu

Klären, wie das geht, worum es geht

Hehre Ziele werden oben entschieden. Ganz oben. Und kommen unten nur an, wenn sie praxisrelevant durchbuchstabiert werden. Ein elisabethinischer Dienst am Nächsten, der Menschen froh machen will, der hat Konsequenzen. Im Krankenhaus. In allen Bereichen des Hauses. Strategische Konsequenzen. Strukturelle Konsequenzen: Es werden stimmige Regeln und Normen formuliert. Und durchgesetzt. Und habituelle Konsequenzen: Von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist eine passende Haltung, ein adäquates Verhalten gefragt.

Ein elisabethinischer Dienst am Nächsten, der hat Konsequenzen. Elisabeth selber hatte offensichtlich strategische Konsequenzen ihres Ziels, den Menschen froh zu machen, gezogen.⁷ In den Geschichten berichten ihre vier Begleiterinnen und auch ihr Berater Konrad von Marburg *uni sono*: Sie sorgte sich um die Menschen in all deren Belangen. Elisabeth will heilen und helfen. Oder: Heiligen, heilen und helfen. Nicht nur die Pflege des Körpers. Nicht nur Heilung der Wunden. Nicht nur Trost. Oder Zuspruch. Niemals nur Heil für die Seele.

Elisabeth hat den ganzen Menschen im Blick: Körper, Geist und Seele.

Menschen so in all ihren Bedürfnissen im Blick zu haben, das ist eine hohe Herausforderung. Eine starke Belastung. Wieso sollte man sich der stellen? Wieso sollte man die aushalten? Wenn nicht aus Liebe? Nur wer Menschen liebt, kann sich derart um sie sorgen. Elisabeth liebt die Menschen.

So geht also das, worum es geht:

1. durch Liebe

Das ist mit Sicherheit die erste und bedeutendste Antwort auf die Frage, wie das gehen soll: Wir sollen mit Liebe bei der Arbeit sein. Wie Elisabeth. „Sie war so gütig und liebevoll zu ihnen, dass alle sie ‚Mutter‘ nannten, beim Betreten des Hauses auf sie zuliefen und sie freudig umringten. Schreibt der Libellus. Elisabeth war mit Liebe bei der Arbeit.

Arbeit und Liebe. Zweierlei. So eindeutig zweierlei, dass man beim Anblick von Buchtiteln, die die Verbindung herstellen – „Arbeit und Liebe“⁸ – ins Grübeln gerät: „Liebe“, das ist eine private Angelegenheit, ein Begriff, der in den Intimbereich gehört. Ohne Liebe funktioniert es nicht, das Intimsystem, sagt der Systemtheoretiker und bezeichnet die Liebe als „Kommunikationsmittel“⁹ des Intimsystems. Abgesehen vom Kummer, den die Liebe hin und wieder macht, wird sie mit Lust verbunden.

„Arbeit“, das ist eine gesellschaftliche Angelegenheit, ein Begriff, der in etlichen funktional differenzierten Teilsystemen vorkommt¹⁰, der Bildung z.B. und dem Recht, der Wissenschaft und auch der Politik zugeordnet wird. Ein Begriff, der im Laufe der Zeit in den Bereich der Wirtschaft gedrängt worden ist. Da wird die Arbeit dem Markt zur Verfügung gestellt, überprüft auf Nutzen und Effektivität und je nach Ergebnis bezahlt. Gesellschaftlich gefordert und bewertet wird die Arbeit nicht selten als Last empfunden.

⁷ Vgl. dazu: O. Reber, Elisabeth von Thüringen Landgräfin und Heilige. Eine Biografie, Regensburg 2006. Th. Albrecht/ R. Atzbach, Elisabeth von Thüringen. Leben und Wirkung in Kunst und Kulturgeschichte, Petersberg 2006. H. Schlegel, Dem Herzen trauen. Mit Elisabeth von Thüringen durch das Jahr, Würzburg 2007. F. Steffensky, Elisabeth von Thüringen. Ein Tagtraum vom möglichen Leben, in: V. Hochgrebe/ K. Hofmeister (Hg.) Lebendige Traditionen – Hilfen für die Gegenwart, Würzburg 1994, 51-60.

⁸ A. Krebs, Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlage sozialer Gerechtigkeit, Frankfurt 2002. Es geht um die Frage, ob Tätigkeit, die, wie die in der Familie, mit Liebe konnotiert wird, Arbeit im Sinne von Erwerbsarbeit sein kann. Dorothee Sölle, Lieben und Arbeiten, München 2001. Die evangelisch Theologin hat hier eine moderne Theologie der Schöpfung entworfen, in der Arbeit und Liebe als unverzichtbare Bestandteile eines sinnerfüllten Lebens neu überdacht werden.

⁹ Vgl. P. Fuchs, Liebe, Sex und solche Sachen. Zur Konstruktion moderner Intimsysteme, Konstanz 1999, 34ff. N. Luhmann, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt 1982.,21ff.

¹⁰ Vgl. D. Osmetz, Arbeit am Problem der Arbeit. Eine systemtheoretische Beobachtung für Management und Organisation, Herrsching 2003.

Arbeit und Liebe. Die Logik der Arbeit und die Logik der Liebe. Zweierlei. So eindeutig zweierlei, dass entsprechende Doppelkonstruktionen immer schon für Probleme sorgten. Wo immer sie typisch war, die Verbindung von Liebe und Funktion, in der christlich motivierten sozialen Hilfe und Pflege, der christlichen Erziehung oder Bildung, da tat man sich schwer mit der Wertung der systemspezifischen Leistung als Arbeit¹¹: „Kann denn Liebe Arbeit sein?“ Da galt die Leistung aus Liebe so lange als unbezahlbar bis sie unbezahlt unleistbar war.

Arbeit und Liebe. Funktion und Gemeinschaft. Oder in der Sprache des Zweiten Vatikanischen Konzils „communio et ministratio“ (LG4¹²), Gemeinschaft und Dienst. Zweierlei. Wo immer sie erwartet wird, die Verbindung von Dienst und Gemeinschaft, da tut man sich schwer mit der Wertung der systemspezifischen Arbeitsorganisation. Da gilt das „Gemeinschaft“ sein so lange als Druck(mittel) des Trägers bis es sich unter Druck selber ad absurdum führt.

Arbeit und Liebe. Oder: „Liebestätigkeit“. Eine spezifische Messalliance. Wo beim Arbeiten die Liebe im Spiel ist, da vermutet man Christlichkeit. Und umgekehrt. Das Spezifikum „Liebestätigkeit“. Auf das hat Frau Schneider gesetzt und sich gegen das städtische Klinikum entschieden. Auf das setzt Frau Dr. M. und arbeitet im Ordenskrankenhaus. Sie setzen auf die Kraft der Liebe zum anderen.

° So geht es: Mit Liebe. Liebe, die strukturell ermöglicht wird. Damit sie habituell gelingen kann.

(Bertolt Brecht bestand da übrigens auf gegenteiliger Ansicht: „Es ist unheimlich, in einem Land sein, wo Sie davon abhängen, ob einer so viel Nächstenliebe aufbringt, dass er Ihre wegen seine eigenen Interessen aufs Spiel setzt. Sie sind sicherer in einem Lande, wo's keine Nächstenliebe braucht, damit Sie kuriert werden.“¹³)

So geht also das, worum es geht:

2. mit Begeisterung

Die Geschichten, die von Elisabeth erzählt werden, strahlen eine selbstverständliche Heiterkeit und Sicherheit aus. Die hatte sie. Woher?

Elisabeth liebt Gott. Sie liebt den heimatlosen, armen, schutzlosen und verwundeten Christus. Ihn sieht sie in den Waisenkindern, den Bettlern, den Armen. Ihm begegnet sie im Aussätzigen:

Das wird anschaulich im Libellus erzählt: Eines Tages verließ Elisabeth nach dem Gebet die Kirche. Da stand in der Gestalt eines jammervollen, aussätzigen Menschen der Herr Jesus leibhaftig davor. Er bat sie, ihn um Gottes willen in ihr Gemach zu führen. Sie hob ihn auf ihre Arme und trug ihn, so gut sie konnte, in ihren Wohnraum. Da angekommen, erklärte er: „Hier möchte ich nicht bleiben. Leg mich in dein Bett!“ Sie führte ihn in das Schlafgemach und legte ihn im Ehebett nieder. Die Diener des Fürsten, die das bemerkt hatten, erzählten es ihrem Herrn. Der wurde zornig. Er ging zu dem Gemach, klopfte an und forderte Elisabeth auf zu öffnen. Sie erschrak und schloss ihm die Tür auf ... Er trat hinzu und schlug die Decke zurück. Im Bett sah er aber nicht den Aussätzigen liegen, sondern den gekreuzigten Christus.

Ein Lehrstück für Ludwig: Ludwigs Sicht der Sache wendet sich. Er sieht mit Elisabeths Augen: Der Aussätzige ist der gequälte Christus. Alles ist eins geworden. Nicht: Da die enge Welt des Religiösen. Hier die davon getrennte Welt des Aussatzes, des Hungers, des gequälten Lebens. Gott und der Aussätzige. Gott und das Waisenkind. Gott und der Bettler. Sie sind zusammengekommen. Wer zum einen will, muss auch zum anderen. Liebe, die zum einen will, muss zu allen. Liebe, die auf alle zielt, trifft den einen.

¹¹ Vgl. dazu neuerdings: J. Klute/ F. Segbers (Hg.), "Gute Arbeit verlangt ihren gerechten Lohn" Tarifverträge für die Kirchen, Hamburg 2006.

¹² Lumen Gentium 4: „Er (der Hl. Geist) ... eint sie (die Kirche) in communione et ministrations.“

¹³ B. Brecht, Flüchtlingsgespräche 1967, 1472

So sieht es Elisabeth. So lernt es Ludwig zu sehen. Ihm wurden die Augen geöffnet. Anders als der thüringische Hof versteht er Elisabeth. Er weiß: Im Hungernden, im Durstigen, im Nackten, im Kranken, im Fremden, im Gefangenen und im Toten begegnet Christus.¹⁴ So, wie es in der Rede vom großen Weltgericht Mt. 25,31-46 heißt. Er versteht Elisabeths Liebe zu Gott. Und dass ihre Liebe zu den Geschundenen dieselbe ist. Er versteht ihr Motiv.

° So geht es: Begeistert. Von der Liebe Gottes und der Liebe zu Gott. Angesteckt. Und übertragen auf die Menschen.

So geht also das, worum es geht:

3. durch Christonomie (statt Autonomie oder Heteronomie)

Elisabeths Leben ist geprägt von Freiheit. Von einer Freiheit, in der sie sich auch selbst lassen kann. Vermutlich liegt es an dieser Freiheit, dass sie fröhlich tut, was andere abstößt. Frei - willig. Dass sie sich der elendsten Kranken annehmen kann. Sie zärtlich berühren kann. Dass sie Ekel und Gestank ertragen kann.

Elisabeth sieht im Armen Christus. Und geht zu ihm. Sie lebt auf ihn hin. Ihr Leben ist von Christus bestimmt. Weder von ihren eigenen Wünschen hängt sie ab noch von den Vorstellungen der anderen – der Familie ihres Mannes, der eigenen Familie; auch nicht von ihrem strengen Beichtvater und Berater Konrad von Marburg.

° So geht es: In Freiheit. Keine Abhängigkeit. Weder von sich (Autonomie) noch von anderen (Heteronomie). Allein auf Gott hin: „Christonomie“.¹⁵ Die strukturell ermöglicht wird. Damit sie habituell gelingen kann.

So geht also das, worum es geht:

4. durch Revolution (innerhalb des Systems)

Elisabeths Verhalten ist anstößig. Und wohltuend. Je nachdem, aus welcher Perspektive es gesehen wird.

Elisabeth habe sich, heißt es, solange sie auf der Wartburg war, verpflichtet, sich von allem zu enthalten, was aus ungerechter Besteuerung oder aus Raub und Plünderung kam. So erkundigte sie sich bei Tisch nach der Herkunft der Speisen und Getränke. Kamen die Speisen aus landgräflichem Besitz, der Wein aber war erpresst, dann sagte sie: "Heute dürft ihr nur essen!" Waren aber die Speisen erpresst, während der Wein aus eigenen Weinbergen stammte, dann: "Heute dürft ihr nur trinken!" Stammte aber beides aus rechter Herkunft, dann klatschte sie vor Freude in die Hände und rief: "Wohl uns! Heute wollen wir essen und trinken!"

Elisabeth schürt Widerstand. Konsequenter Widerstand gegen Ungerechtigkeit. Und gegen ungerechte Erwirtschaftetes. Versucht Veränderung. Aber: Von innen. Im System. Nicht als „Aussteigerin“.

Elisabeth kennt die politische Logik. Die bei Hofe. Und die der Kirche. Und zerstört sie nicht. Sie lebt ihre Logik in der fremden Logik. Lebt ihre soziale Ordnung in einer fremden Ordnung. Bis zu ihrem Tod im System – dem sie aber den unverkennbar menschenfreundlichen Zug gibt.

¹⁴ Die Reihenfolge der ersten sechs Werke folgt der Aufzählung aus der sog. Endzeitrede Jesu in Mt 25, 34-46. Das siebte Werk wurde vom Kirchenvater Lactantius im Bezug auf das apokryphe Buch Tobit (1,17) (bzw. Tobias 1,20) hinzugefügt und hat sich in der Folge als Bestandteil der Sieben Werke der Barmherzigkeit etabliert, obwohl es der Aussage Jesu widerspricht, die Toten sollten die Toten begraben (Mt 8,22). Vgl. zur Theologie: R. Abeln/ A. Kner, Vierzehn Säulen hat die Liebe. Von den Werken der Barmherzigkeit. Limburg: Lahn-Verlag 2002.

¹⁵ Vgl. dazu Ulfrid Kleinert, Elisabeth von Thüringen Vorbild für Sozialarbeit und Pflege heute? Studententexte aus der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit Dresden 2004: 8. http://www.ehs-dresden.de/fileadmin/uploads_hochschule/Forschung/Publicationen/Studententexte/Studententext_2004-08_Kleinert.pdf

Als man ihre Lebensart auf der Wartburg nicht mehr toleriert, passt sie sich nicht an. Zerstörte aber auch nicht das System. Sie geht.

Für ihr Überleben im System sorgten Männer. Zunächst, am Hof, Ludwig: Er verstand den Zauber ihrer Logik. Stützte und schützte ihr Leben und Arbeiten. Dann, in Gesellschaft und Kirche, Konrad von Marburg: Unter seiner Anleitung, der sich Elisabeth offensichtlich bewusst unterstellt hatte, musste sie mit ihrem Geld haushalten, die Bußübungen der Kirche vollziehen, auf die Nähe ihrer Kinder und Dienerinnen ganz und gar verzichten, ungerecht erwirtschaftetes ablehnen. Unter dieser Zucht fühlte sich Elisabeth, berichtet der Libellus, wie das Schilf, das von stürmischem Wasser überspült wird, sich aber dann immer wieder aufrichtet.

Elisabeth blieb im System. Aber sie blieb sie selbst, Revolutionärin im System.

Das so schwer verständliche harte Verhalten Konrads hat – noch einmal Brecht: - eine Parallele in „Der gute Mensch von Sezuan“: Da sind die gute Shen Te und der durchgreifende harte Vetter Shui Ta. Zwei gegensätzliche Gestalten des einen Menschen. Der eine kann in dieser Welt („Gut zu sein und doch zu leben, zerriss mich wie ein Blitz in zwei Hälften...“ ruft der gute Mensch den Göttern zu) nicht ohne die andere. Es könnte sein, dass der gute Mensch Elisabeth den harten Menschen Konrad braucht.

°So geht es: Durch Revolution. Umsturz. Aber Umsturz i m System. Umsturz, der strukturell ermöglicht wird. Damit er habituell gelingen kann.

Drei Schritte eines organisationsethischen Prozesses mit Elisabeth und ihrem Dienst am Nächsten:

1. Klären, worum es geht.
2. Klären, wie das geht, worum es geht.
3. Klären, was dann geht und nicht geht.

Ein Stück mit drei Rollen:

1. Die normative Rolle: Sie klärt, worum es geht.
2. Die strategische Rolle: Sie entscheidet, wie das geht. Eine Entscheidung der Leitungsebene.
3. Die Verfahrensrolle: Sie realisiert, was geht.

Der 3. Schritt:

Fragen, was geht und was geht nicht

Strategische Entscheidungen – „hier soll es mit Liebe zugehen“ und „mit Begeisterung“, nach Logik der Elisabeth (in fremden Systemen), frei und Gott verantwortlich - müssen herunter gebrochen werden. Auf die operative Ebene. Wir brauchen Regeln. Regeln, die in das Alltagsgeschehen eingreifen. Und Routine schaffen. Von der Aufnahme und Diagnose über Mahlzeiten und OP-Plan, dem ärztlichen Gespräch mit dem Patienten und den Angehörigen bis zur Entlassung. Das erspart nicht nur Enttäuschung. Das spart auch die Zeit und die Kraft, die in der sonst routinemäßig angezettelten Diskussion („sollten wir nicht diesmal doch ...?“) verbraucht wird.

Regelformeln sind hilfreich. Wenn sie zweifelsfrei formulieren. Regelformeln, die selber interpretationsbedürftig sind, helfen nicht weiter.

Was geht und was geht nicht? In einem Krankenhaus, das sich orientiert an dem Leitsatz der Hl. Elisabeth: „Wir sollen die Menschen froh machen“? In einem Krankenhaus, das sich der Menschen an Körper, Geist und Seele annehmen will? Diese Frage stünde nun eigentlich an.

2 Gründe gibt es, eine andere Frage zu stellen.

1. haben Sie heute zu feiern. Und Feierlaune kann man mit moralischen Regel-Formeln

empfindlich stören.

2. muss man, um solche konkreten Verfahrenssätze zu formulieren, eine Organisation und ihre Abläufe kennen.

Ich bleibe stattdessen bei Elisabeth und ihren Verfahren.¹⁶ Ich adressiere die Frage, was geht und was nicht, an Elisabeth. Und ihre Verfahren. – 800 Jahre später.

In Elisabeths Leben und Arbeiten lassen sich Verfahrens-Formeln finden, die bis heute gültig sind. Die heute einem Krankenhausalltag, der sich der Logik der Liebe verschreibt, gut stünden.

Was geht:

1. Die Menschen berühren. Statt auf Distanz zu beharren.

Elisabeth sieht Heilen und Pflegen nicht nur als politische und „verwalterische“ Arbeit. Sie ist überzeugt, dass man sich in die Nähe des Elends trauen muss, die Berührung damit wagen muss. Elisabeth praktizierte das mit einer nüchternen Selbstverständlichkeit. So heißt es im Libellus: „Elisabeth hatte ... eine widerlich stinkende, von Eiter und ekelhaften Geschwüren bedeckte Frau in ihr Hospital aufgenommen, sie gebadet und gebettet, frische Verbände auf die Geschwüre gelegt, ihr Heilmittel eingeflößt.“ Sie hat ihr die Schuhriemen gelöst, die Schuhe ausgezogen (Aussätzigen war es verboten, ihre Füße ungeschützt zu lassen), „auch die Nägel an Händen und Füßen beschnitten“ und ihr schließlich ein Lager im Winkel des Hofes bereitet. Mehrfach wird davon berichtet, dass Elisabeth Wunden und Schwären von Kranken geküsst habe. Den Kranken tat es gut; es half ihnen bei Annahme und Heilung ihrer Krankheit.

° Elisabeths Verhalten widerspricht zwar aller Hygiene. Aber es entspricht der Logik der Liebe.

2. Dem ganzen Menschen kompetent begegnen. Statt sich auf eine Kernkompetenz zurückzuziehen.

Elisabeth war eminent kompetent. Pflegerisch. Schwer Kranke wurden von ihr selber versorgt. Wirtschaftlich: Um einen Handel mit Lebensmitteln zu verhindern, bekam jeder bei der Armenspeisung täglich genau so viel, wie er brauchte. Sozial: In Hungerszeit verteilte sie nicht nur Getreide, sondern auch Hemden, Schuhe und Sichel, damit die Menschen selbst ernten lernten. Im Interesse langfristiger Bekämpfung der Armut forderte sie dazu auf, „tapfer zu arbeiten“. Und religiös: Sie kannte den Auftrag in der Nachfolge Christi und konnte ihn annehmen.

° Elisabeths Verhalten war geradezu multiprofessionell. Nur so geht der Dienst am Nächsten.

3. Strukturen an neue Entwicklung anpassen. Statt an alten bequemen Strukturen zu kleben.

Elisabeth sucht Kranke immer wieder selbst auf. Sie pflegt sie in ihren Häusern, an ihrem Lebensort. Eine Art „ambulante Pflege“. Gleichzeitig treibt sie die Gründung von Hospizen voran. Denn nur so kann sie die Hilfe für Kranke und Arme langfristig strukturell absichern.

Auch in Marburg machte sie beides: Sie versorgte Kranke zu Hause und gab ihnen – wo diese Versorgung nicht (mehr) möglich war - die Chance längerfristiger Unterbringung im Hospiz.

° Elisabeth sucht nach jeweils passenden Strukturen. Nur so ist unter verschiedenen gesellschaftlich – politischen - wirtschaftlichen Situationen der Dienst am Nächsten zu sichern.

¹⁶ Vgl. dazu vor allem die interessanten Kriterien von U. Kleinert, Elisabeth von Thüringen Vorbild für Sozialarbeit und Pflege heute? Studentexte aus der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit Dresden 2004: 8.
http://www.ehs-dresden.de/fileadmin/uploads_hochschule/Forschung/Publikationen/Studentexte/Studentext_2004-08_Kleinert.pdf

4. Wirtschaftlichkeit auf Gerechtigkeit überprüfen. Statt allein auf wirtschaftliche Effizienz setzen.

Elisabeth lehnt Eigentum nicht ab. Sie geht damit um. Sie dockt in ihrer Logik mit der des Eigentums an. Sie fragt danach, wie es erworben ist, wem es gehört bzw. gehören müsste. Aus der Beantwortung dieser Frage zieht sie nach moralischen (nicht legalistischen) Kriterien Konsequenzen:

Sie teilte aus, wo Eigentum fehlt. Sie nutzt nur Eigentum, das gerechterweise erworben ist. Beschränkt sich auf „Faire-trade-Produkte.“

° Elisabeth dockt an andere Systeme, z.B. die Wirtschaft, an – nach eigenen Kriterien. Nur so ist der Dienst am Nächsten realisierbar.

800 Jahre alte Verfahrensformen, die uns heute orientieren können. Daneben gibt es auch Verfahrensformen, die uns Probleme bereiten:

Was nicht geht:

Elisabeth liebt die Menschen. Sorgt sich um deren körperlichen, geistigen und seelischen Bedürfnisse. In Distanz zu Menschen ist das nicht möglich. Mütterlichkeit und Schwesterlichkeit ist ihre Stärke. Und ihre Schwäche:

Elisabeth verliert die Balance zwischen Distanz und Nähe. Ignorierte die gesellschaftlichen Bedingungen ihres Lebens. Ignoriert Sachgesetzmäßigkeiten. Und Grenzen.

1. Grenzen der Zeit nicht achten. Statt Zeit-Strukturen zu schaffen, die zwischen Arbeit und Ruhe unterscheiden.

Anfangs, in Eisenach, waren es bestimmte Zeiten, in denen Elisabeth die Wartburg verließ und in der Stadt Arme und Kranke versorgte. Sie bewegte sich zwischen beiden Orten. Jeder Ort hatte seine Zeit. Die Wartburg war ihr Rückzugsbereich, der private Bereich. Von ihm aus stieg sie sozusagen täglich zur Arbeit für eine bestimmte Zeit hinab.

Die Grenze zwischen Privat und Dienst, zwischen Privatzeit und Dienstzeit, fällt, als Elisabeth nach dem Tode ihres Mannes nach Marburg ging und ein Hospiz gründete. Sie arbeitet ohne Unterbrechung. Keine Ruhezeit. Keine Sonntagszeit. Den Pflegekittel zog sie gar nicht mehr aus. Bis sie drei Jahre später erschöpft und ohne Widerstandskraft gegen gesundheitliche Gefährdung starb.

° Zeit (Zeit zum Ruhen, Zeit zum Arbeiten, Zeit zum Beten) strukturiert das eigene Leben und das der anderen. Eine Missachtung der Strukturen nimmt die Kraft für den Dienst am Nächsten. Das geht – heute – nicht.

2. Grenzen des Raums nicht achten. Statt territoriale Strukturen zu stützen, die unterscheiden.

Elisabeth (das zeigen Geschichten wie vom aussätzigen Menschen in ihrem Ehebett) übertritt in einer Weise die Grenzen des Raumes, die dauerhaft unerträglich ist. Wer wollte mit einer Frau leben, wer wollte mit einer Frau arbeiten, für die es keinen persönlichen, privaten Lebensraum mehr gibt?

War die Verletzung der Grenzen des Raumes in Eisenach wohl eher eine Ausnahme, so scheint sie in Marburg zur Regel geworden zu sein. Jedenfalls kennen wir von dort Geschichten, in denen sich Elisabeth Kranke ins eigene Bett holt, um sie besser pflegen und versorgen zu können.

° Die Unterscheidung eines privaten Raums, eines Intimbereichs gehört zu den elementaren menschlichen Bedürfnissen. Deren Aufgabe macht früher oder später den Dienst am Nächsten unmöglich. Das geht – heute – nicht.

3. Grenzen der Person nicht achten. Statt Strukturen zu achten, die zwischen Nähe und Distanz unterscheiden.

Dass sie einen sehr engen Kontakt zu ihren Mitarbeiterinnen pflegte, nicht „Herrin“ genannt werden wollte sondern beim Namen, das ist vermutlich ein Ausdruck ihrer persönlichen Verbundenheit mit ihnen.

Aber ihre Nähe zu den Menschen im Hospital führte auch zu Übergriffen: So lässt Elisabeth einer jungen Frau namens Hildegund in Marburg kurzerhand ihr schönes langes Haare abschneiden, weil sie meint, die habe sich bei einem Fest vorgedrängelt. Ein Zwang zur Demut? Jedenfalls übergriffig. Elisabeth treibt eine Alte Frau zur Beichte, als die sich, weil sie das partout nicht will, schlafend stellt. Ein Zwang zur Frömmigkeit?.

°Missachtung der Grenzen der Person tangiert die Freiheit. Menschen lassen sich nicht zum „froh sein“ zwingen. Das geht – heute – nicht.

4. Grenzen des Eigentums nicht achten. Statt Strukturen zu akzeptieren, die zwischen eigenem und fremdem Eigentum unterscheiden.

Es war großartig und für viele Menschen überlebensnotwendig, dass Elisabeth während der Hungersnot 1225/26 alle Vorratsscheunen des landgräflichen Besitzes zur Versorgung der Verhungerten leeren ließ.

Allerdings ist auch die Sorge nachvollziehbar, die der neue Landesherr Heinrich Raspe nach Ludwigs Tod vor Elisabeths grenzenloser Wohltätigkeit hatte.

Erst auf päpstliche Intervention nach klarer Regelung und unter Konrads Kontrolle erhält sie ihren Witwenbesitz als einstige Landgräfin von Thüringen zugeteilt. Es sorgen dann andere dafür, dass Elisabeth mit ihrem eigenen Besitz wirtschaftlich verantwortlich umgeht.

°Missachtung der Sachgesetzlichkeit (sei es Wirtschaftlichkeit oder Recht) hindern früher oder später in der eigenen Sache: Im Dienst am Nächsten. Das geht – heute – nicht.

Ein Krankenhaus, das sich an der hl. Elisabeth orientiert. An ihrem Dienst am Nächsten.

In 3 Schritten:

1. Klären, worum es geht.
2. Klären, wie das geht, worum es geht.
3. Klären, was dann geht und nicht geht.

Ein Stück mit drei Rollen:

1. Die normative Rolle: Sie klärt, worum es geht.
2. Die strategische Rolle: Sie entscheidet, wie das geht.
3. Die Verfahrensrolle: Sie realisiert, was geht.

Ein lohnender Prozess. Aber kein einfacher. Es kann nicht einfach sein, sich an einer Heiligen zu orientieren, die nicht einfach ist. Elisabeth war kein einfältiges Mädchen. Sie war eine starke Frau. Mit Ecken und Kanten. Vermutlich macht sie genau das so faszinierend bis heute – dass man ihr sagen kann: Liebe Elisabeth, Du klärst eindeutig, worum es geht. Eindeutig, wie das geht. Und Du realisierst das eindeutig konsequent. Du bist ja eine Heilige. Wir eher nicht ... - Aber das Uneindeutige hat doch auch seinen Charme?